

ternden Sentenzen über das Lesen, die Bibliotheken und die Neuen Medien. »Bibliothekare sind in der Regel Menschen, die in der Stille zu arbeiten lieben«, begann er seine Rede. »Um so beeindruckender, wenn sie in einer landesweiten Veranstaltungswoche die Vielfalt ihrer Leistungen und ihres Angebots, aber auch ihre Sorgen und Nöte darstellen. Es ist dies der richtige Weg, um in einer demokratischen Gesellschaft Resonanz zu finden.« Die Leistungen der kommunalen, der kirchlichen und der wissenschaftlichen Bibliotheken seien nämlich durchaus vorzeigbar und entwickelten sich, nicht zuletzt dank wachsender Kooperation über die Spartengrenzen hinweg, von Jahr zu Jahr positiver: »Die öffentlichen Bibliotheken sind die am meisten genutzten Einrichtungen in den Gemeinden, und die Bedeutung der Universitätsbibliotheken als Forschungs-, Lehr- und Studieneinrichtungen ist außerordentlich gestiegen.«

Was die Neuen Medien angehe, so sei durch sie eine Konkurrenz für das Lesen nicht zu befürchten, denn Lesen bleibe – nach den Feststellungen einer Expertenkommission – »eine der wichtigsten Kulturtechniken, deren Beherrschen wesentlich zur Bewältigung des komplexen modernen Lebens beiträgt.« Dem Wort von Bundespräsident Carstens sei zuzustimmen:

»Ich habe fast alles, was ich weiß und kann, aus Büchern gelernt.« Deshalb unterstütze das Land »in Erkenntnis der Bedeutung der Förderung des Lesens und der Bibliotheken« die öffentlichen Bibliotheken (1981/82: 3,6 Millionen Mark) sowie die wissenschaftlichen Bibliotheken (1982 allein für den Buchkauf fast 19 Millionen Mark). Zugleich aber fördere das Land »auch den technischen Fortschritt, den Kabelfernsehen, Video-Text und Bildschirm-Text bieten«, denn es habe »keinen Sinn, hier den Versuch zu machen, eine neue Entwicklung abzublocken, auch wenn man sie noch nicht in allen ihren Auswirkungen überblicken« könne. Gleichwohl wünsche er sich persönlich, so schloß der Herr Minister, daß dem Buch und dem Leser »noch eine lange Zukunft beschieden sind.« Das, allerdings, klang schon fast wie ein Nachruf.

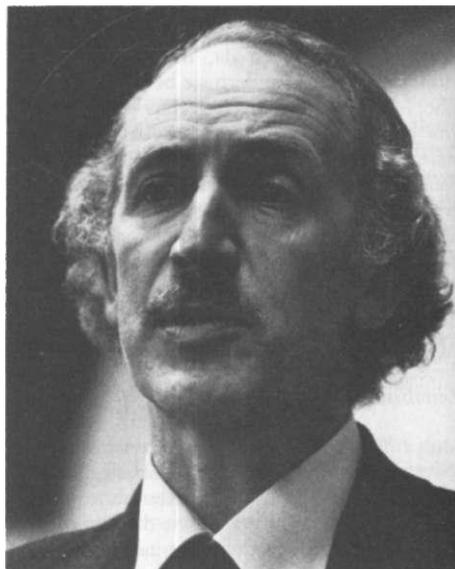
Die leichte Irritation des Publikums wurde dann aber schnell wieder aufgefangen durch die engagiert werbenden Worte des DBV-Landesverbands-Präsidenten Rolf Schoeck, vor allem durch den von rhetorischem Witz wie von stupender Kenntnis geprägten Anti-Festvortrag Hermann Bausingers. Am Kalten Büffet herrschte anschließend Einigkeit: ein gelungener Einstieg in die ereignisreiche Woche.

Hat das Lesen eine Zukunft?

Hermann Bausinger

Der in Rumänien lebende deutschsprachige Dichter Horst Samson hat vor kurzem sein »*Großes Poem von den Zungen der Zukünfte*« veröffentlicht. Darin überbrückt er den kleinen Abstand, den das Lexikon zwischen *Zukunft* und *Zunge* macht, und kommt so zu halb amüsanten und halb nachdenklichen Kreuzungsexperimenten: *Ich habe mir die Zukunft verbrannt – die Zukunft ist geschwollen – ich habe mir vor Wut auf die Zukunft gebissen – eine schwere Zukunft haben – seine Zukunft im Zaum halten – die Angst lähmte ihm die Zukunft – zukünfteln: die Zukunft rasch hin und her, nach vorn und wieder nach hinten bewegen – und so weiter.*

Ich widerstehe der Versuchung, alle die Äußerungen *auf der Zukunft zergehen zu lassen* und so eine Theorie der Zukunft zu entwickeln. Leicht lernen läßt sich aber aus diesem Verfremdungspoem, wie kompliziert das mit der Zukunft ist, wie sehr sie sich eingeleisigen Bestimmungen entzieht, und wie wenig es bringt, um



Prof. Dr. Hermann Bausinger, Jahrgang 1926, ist Direktor des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen. (Archiv-Foto: Leser)

noch einmal Samson zu zitieren, einfach *frech die Zukunft herauszustrecken*. Die Zukunft zeigt nicht nur viele Gesichter, diese Gesichter fließen auch nur zusammen aus den ineinander geschobenen Nebelschwaden von Hoffnung, Furcht und Erwartung.

Also ist es auch nicht leicht, sich über die Zukunft des Lesens zu verständigen.

Wenn der Film aus ist,

kommt das Buch wieder heraus

In einer ländlichen Hauptschulklasse wurde auf meine Bitte in den letzten Tagen elf- und zwölfjährigen Schülern die Aufgabe gestellt, das Lesen im Jahr 2000 auszumalen, in Bildern und Worten. Auffallend war, daß fast alle Schüler mit aufwendigen technischen Instrumentarien operierten, vom Schalterpult im Wohnzimmer bis zu monströsen Multi-Media-Anlagen für Tausende von Personen. Thema verfehlt?

Nicht unbedingt. Das Lesen kommt schon vor. Auf dem Bild des kleinen Jochen sitzt ein Junge vor seinen Steuerungsknöpfen, aber es ist auch ein Karl-May-Band da, der gerade hinter der Scheibe einer großen Maschine verschwindet. Jochens Text: *»Man muß auf der rechten Seite ein Buch hineintun, und dann sieht man das Bild, und man kann es durch den Kopfhörer hören, oder über die großen Lautsprecher. Mit den vielen Knöpfen kann man das Bild stehen lassen, und dunkler und heller und einzelne Farben kann man auch verstellen. Wenn der Film aus ist, kommt das Buch wieder auf der linken Seite heraus.«*

Das Buch wird also in seiner materiellen Substanz belassen, aber die Vermittlungsvorgänge werden vollkommen in ein anderes Medium versetzt. Bilder ersetzen die Worte, zumindest die geschriebenen. Die Vorstellung ist sicher technisch naiv, aber im Prinzip liegt sie auf der Linie allgemeiner Vorstellungen. Allenthalben ist, so könnte man kalauernd sagen, das Glasfi(e)ber ausgebrochen; die unterirdischen Gängen der Bundespost sind zwar noch abgeblockt, aber strahlen schon ihre Reize aus; mit BIGFON (Abkürzung für Breitbandiges integriertes Glasfaser-Fernmelde-Ortsnetz), mit BIGFON gehen manche Journalisten schon so vertraut um, als handle es sich um ein Medienmaskottchen von Lorient. Vom Buch ist, obwohl es in seiner Herstellung selber einen gewissen technischen Fortschritt mitvollzogen hat, in solchen Zusammenhängen kaum die Rede; und Leser, so könnte man behaupten, schreibt ein intelligenter Computer längst mit \times (Laser).

Was so zum Vorschein kommt, ist auch nicht

nur eine grundlose modische Stimmung, sondern eine fundierte Einschätzung. Die neuen Medien, so scheint es, sind auch objektiv überlegen. Bilder und Töne springen den Menschen unmittelbarer an als geschriebene Worte, und so weit optische Zeicheninformation auch bei den neuen Medien im Mittelpunkt steht, ist es etwas ganz anderes als beim Buch. Die Speicherkapazität ist ungeheuer, ein einzelner Massenspeicher - und bekanntlich beanspruchen diese nicht mehr sehr viel Raum - enthält so viel Zeichen, daß er in seiner Informationskapazität einer riesigen Bücherei mit 500000 Bänden gleichkommt. Und alle Information ist in Sekundenschnelle verfügbar. Nicht mehr Guten-

Entspricht das Bild vom Leser als einer Art Spitzweg-Saurier, als eines liebenswerten, aber **gänzlich unzeitgemäßen** Wesens, wirklich der **Realität**?

berg bestimmt die Zeit, so meinte Marshall McLuhan, sondern Marconi, der Erfinder der drahtlosen Telegraphie - das nachalphabetische Zeitalter hat längst begonnen.

Bibliotheken: Naturschutzgebiete für aussterbende Arten?

Das Buch erscheint in dieser Perspektive als eine aussterbende Informationsgattung, das seine Funktion nur noch deshalb hat, weil es in seiner relativen Funktionslosigkeit einen ästhetischen Reiz ausübt. Und gelegentlich erscheinen auch die Bibliotheken in diesem Licht: nostalgische Einrichtungen, Naturschutzgebiete für aussterbende Arten - die rare Spezies Leser, die ohnehin ein raumsparendes Dasein in Nischen bevorzugt und keine großen Ansprüche stellt, wird dort freundlich geduldet.

Dies ist nicht nur eine mögliche, es ist sogar eine richtige Teilperspektive. Dabei ist anzumerken, daß Nostalgie einen anderen Stellenwert hat, seit junge Mädchen in den Häkelkleidern ihrer Großmütter herumlaufen - richtiger gesagt: daß nicht alles, was nostalgisch erscheint, unbedingt rückschrittlich sein muß. Gleichzeitig ist zu betonen, daß es nur eine Teilperspektive ist, daß der Ansatz unzulänglich ist. Entspricht das Bild vom Leser als einer Art Spitzwegsaurier, als eines liebenswerten, aber **gänzlich unzeitgemäßen** Wesens, wirklich der **Realität**?

Der Mediendarwinismus, der hier unterstellt wird, ist nicht ganz aus der Luft gegriffen. Aber

er funktioniert anders, komplizierter. Als sich vor 30 Jahren das Fernsehen auszubreiten begann, hörte man apokalyptische Warnungen. Man sah das Familienleben zusammenbrechen, die Vereine am Ende, die Gasthäuser leergefegt, die Sportplätze verödet, die Bücher und Bibliotheken im Abseits. Es hätte eigentlich auffallen müssen, daß man vor 200 Jahren mit ähnlichen Argumenten gegen die Flut der Bücher vorging, wie dann gegen die Flut der Bilder. Von Lese-sucht war die Rede, von Lesewut, Leseseuche. Leseseuche - das hieß geistige Selbstbefleckung, verantwortlich für jederlei Unordnung, förderlich allein dem Müßiggang. Die damalige Klage über den Müßiggang läutete das wahrscheinlich fleißigste Jahrhundert ein, und bald war, zumindest *auch*, von den Werten der Lektüre und des Lesens die Rede, vor allem im Vergleich mit anderen Medien. Es fällt auf, daß neuerdings auch schon dem Fernsehen, im Vergleich mit den unbekannteren neuen Medien, die Patina des Vertrauten zugesprochen wird.

Den ~~täglichen~~ Bilderturbulenzen wird das beharrlichere Medium, das Buch, entgegengestellt, dem ~~stärker~~ Normierten das Freiere, weniger leicht Dirigierbare, den eingefahrenen Klischees die ~~Überschungen~~ und auch Irritationen, die Literatur ~~häufiger~~ vermitteln kann.

Gewiß, Medienkonkurrenz gibt es. Aber es gibt nicht nur die Verdrängung des einen Mediums durch das andere, es gibt auch das Phänomen des Aufschaukeins; es kommt vor, daß, solange noch Freizeit frei verfügbar ist, ein Medium das andere fördert. Es gibt dafür direkte Aufhänger, das »Buch zum Film« etwa. Es gibt raffiniert geplante und dicht vernetzte Medienverbundsysteme (man denke an »Heidi« oder »Biene Maja«, denen die Kinder weder im Film noch im Fernsehen noch in Büchern oder Zeitschriften entgegenkommen konnten). Und es gibt offenbar auch den Grundsatz des »the more - the more«, »je mehr - desto mehr«.

Das beharrlichere Medium

Jedenfalls zeigen alle Umfragen und empirischen Erhebungen, daß kein Rückgang im Lesen eingetreten ist. Trotz Fernsehen und anderen audio-visuellen Medien werden mehr Bücher als je produziert, gekauft, und, soweit sich das kontrollieren läßt, gelesen. Dabei spielen

technische Vorzüge des Mediums Buch eine Rolle. Es ist ohne aufwendige Vorleistungen erreichbar und benutzbar - man braucht nicht einmal eine Antenne. Es läßt sich aufbewahren und mehrfach verwenden. Das subjektive Tempo wird nicht außer Kraft gesetzt.

Aber wahrscheinlich sind es nicht nur diese eher äußeren Vorzüge, die für das Buch sprechen. Gerade im alltäglichen Vergleich der Medien teilt sich etwas mit von den prinzipiellen Vorzügen des Buches, das festgehalten werden kann und das seinerseits die Dinge anders festhält als andere Medien. »Fernsehabsage« hat Margarete Hannsmann einen Gedichtband genannt. Und hier schildert sie ihre zum Lesen im Gegensatz stehenden Erfahrungen mit den anderen, den jüngeren Medien:

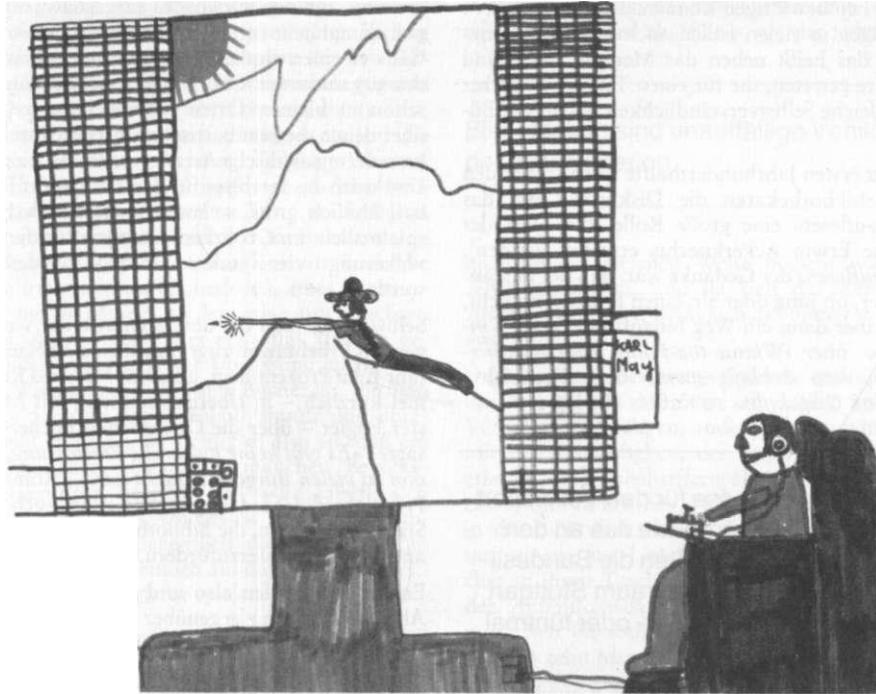
»In immer kürzeren Abständen kippt das weg, rutscht in die Mülldeponie meines Hirns, wovon ich früher wochenlang lebte.«

Das sind Erfahrungen, die Gegenreaktionen wachrufen können. Den täglichen Bilderturbulenzen wird das beharrlichere Medium, das Buch, entgegengestellt, dem stärker Normierten das Freiere, weniger leicht Dirigierbare, den eingefahrenen Klischees die Überraschungen und auch Irritationen, die Literatur häufiger vermitteln kann.

Aber es fragt sich natürlich, ob jene andere Art der Aufnahme - Müllschluckerkonsum und Wegwerfmentalität - vor der Lektüre, vor dem Buch, haltmacht, ob unser Abgrenzungsversuch nicht allzu harmlos ist.

Wenn schon vor Jahren vom Zerfall der Lesekultur die Rede war, dann ist dies sicherlich nicht mit Verlagsbilanzen und statistischen Befunden zu widerlegen. Damit war etwas Qualitatives gemeint, das vielleicht schon in den Bildern jener Hauptschüler bedrohlich anklingt. Und man sollte nicht die Augen davor verschließen, daß die Buchproduktion selbst, die Literaturproduktion, möglicherweise in absehbarer Zeit Mutationen erfährt, die sich zwar nur technisch gebärden, die in Wirklichkeit aber möglicherweise auch die Substanz verändern.

Technisch jedenfalls ist es nicht auszuschließen, daß künftig auch Buchtexte auf Bildplatte gebannt erscheinen, Automatikbücher, bei denen das beschwerliche Schalten, das Umblättern, wegfällt, deren technische Machart dann aber auch leicht zu einer inhaltlichen Fragmentierung führen kann, zur Orientierung an mattscheibengerechten Fortsetzungen, oder auch letztlich zum Verweis auf die andere Hirnhälfte, auf das eingängigere, gefühllichere Medium Bild. Jörg Drews hat zugespitzt formuliert: »*Legasthenie in einem erweiterten Sinne könnte das*



Wie stellen sich elf- und zwölfjährige Schüler einer ländlichen Hauptschulklasse das Lesen in Jahr 2000 vor? Der kleine Jochen schrieb zu seinem Bild, auf dem gerade ein Karl-May-Band hinter der Scheibe einer großen Maschine verschwindet: »Man muß auf der rechten Seite ein Buch hineintun, und dann sieht man das Bild, und man kann es durch den Kopfhörer hören, oder über die großen Lautsprecher. Mit den vielen Knöpfen kann man das Bild stehen lassen, und dunkler und heller und einzelne Farben kann man auch verstellen. Wenn der Film aus ist, kommt das Buch wieder auf der linken Seite heraus.«

zukünftige Schicksal, der zukünftige Defekt einer hochzivilisierten Menschheit sein, der die Darstellung der Welt in Illustrierten- und Fernsehbildern auf der einen und Computerprogramme auf der anderen Seite zerfällt.« Legasthenie: das meint hier nicht Leseschwäche, welche die Buchstaben nicht richtig zu erkennen und zu setzen weiß, gemeint ist eine grundsätzliche Einstellung gegenüber dem Wort und den geschriebenen Wörtern zumal.

Instanzen der Gegensteuerung und Übungsfelder für Neues

Fragt man vor diesem Hintergrund nach dem Sinn und der Aufgabe der Bibliotheken, so lassen sich zwei gegensätzliche Funktionen herausarbeiten, die nicht futurologisch erschlossen werden müssen, sondern die sich bereits abzeichnen.

Auf der einen Seite sind die Bibliotheken eine der wichtigsten Instanzen der Gegensteuerung. Wenn der Umgang mit Literatur positiv bewertet wird, wenn es notwendig erscheint, daß Menschen auch künftig nicht nur buchstabieren, sondern lesen, dann steht die Wichtigkeit der Bibliothek außer Diskussion. Dabei darf das Spektrum nicht eingegrenzt werden auf die schöne Literatur. Literatur, das sind auch Sachbücher der verschiedensten Art, das ist auch ein wichtiges Stück Informationsvermittlung. Und in vielen Bibliotheken ist die Nachfrage gerade in diesem Bereich besonders groß.

Auf der anderen Seite aber ist die Bibliothek auch ein Ort, an dem der Umgang mit anderen medialen Formen eingeübt werden kann. Auch hier gibt es ja doch Alphabetisierungsprozesse, auf die die Schulen bis jetzt nur unzulänglich eingestellt sind, die sie weder von den Lehrplan-

forderungen noch von der technischen Ausstattung her bewältigen können. Die Bibliotheken verfügen in vielen Fällen auch über Mediotheken, das heißt neben das Medium Buch sind andere getreten, die für einen Teil der Benutzer die gleiche Selbstverständlichkeit haben wie Bücher.

In der ersten Jahrhunderthälfte spielte unter den Volksbibliothekaren die Diskussion um das >Hinauflesen< eine große Rolle (hier darf der Name Erwin Ackerknechts erwähnt werden). *Hinauflesen*: der Gedanke war, daß der Leseanfänger, ob jung oder alt, einen Einstieg braucht, daß aber dann ein Weg hinaufführt, von >Winnetou< über >Winnie-the-Pooh< zum >Zauberberg<, vom >Schloßgespenst< über Tucholskys »Schloß Gripsholm< zu Kafkas >Schloß<

Wäre das Interesse für den Volkssport Fußball ähnlich groß wie das an den Bibliotheken, so müßten die Bundesligaspiele allein im Großraum Stuttgart für die Bevölkerung vier- oder fünfmal wiederholt werden.

Vielleicht ist jetzt eine entsprechende Fragestellung fällig, ob es nicht eine Art Medientreppe gibt, die über die Kassette und den Film zum Buch führt, oder, falls dies schon zu hierarchisch gedacht ist, ob die Isolation des Bereichs Buch und Lesen nicht längst an der Realität, zumindest derjenigen der Kinder und Jugendlichen mit ihrem lebhaften Kreis- und Pendelverkehr zwischen den verschiedenartigsten Medienstationen, vorbeigeht.

Steigende Nachfrage

Wenn die Nachfrage in den Öffentlichen Bibliotheken ständig gestiegen ist, dann sicherlich nicht zuletzt deshalb, weil die Bibliotheken diese Doppelfunktion erfüllen. In einer Reihe von örtlichen Untersuchungen konnte in den letzten Jahren gezeigt werden, wie groß der Benutzeranteil und wie hoch der Bekanntheitsgrad der Öffentlichen Bibliotheken ist. Die Zahlen gehen auseinander. Das muß nicht nur mit Modalitäten der Befragung, das kann auch mit tatsächlich unterschiedlichen Stellenwerten zusammenhängen. Aber in den meisten Fällen sind die Zahlen erstaunlich hoch. In Orten, in denen besonders schöne und reichhaltige Einrichtungen vorhanden sind, nähert sich die Zahl der eingeschriebenen Benutzer oft einem Viertel der

Einwohner. Das ist eine ganz erstaunliche Zahl, die man, um sie sich voll zu vergegenwärtigen, nur einmal in andere Bereiche übertragen sollte. Gäbe es einen ähnlichen Prozentsatz Anhänger des organisierten Chorgesangs, so entstünden schon in kleinen Orten Massenchöre, gegenüber denen die bombastischen Fischerchöre wie kammermusikalische Arrangements erschienen. Und wäre das Interesse für den Volkssport Fußball ähnlich groß, so müßten die Bundesligaspiele allein im Großraum Stuttgart für die Bevölkerung vier- oder fünfmal wiederholt werden.

Selbst wenn man die untere Grenze der vorliegenden Erhebungen zugrunde legt, die bei ungefähr zehn Prozent liegt, gilt, was Manfred Rommel kürzlich - in Übereinstimmung mit Minister Engler - über die Öffentlichen Büchereien sagte: »Es gibt keine kulturelle Einrichtung, die von so vielen Bürgern besucht wird.« Rommel, Präsident des Städtetages, hat denn auch die Städte aufgerufen, die Bibliotheken gerade jetzt, antizyklisch, weiterzufördern.

Erfreuliche Zahlen also und erfreuliche Töne. Aber die Haltung gegenüber den Öffentlichen Bibliotheken ist natürlich nicht einheitlich. Sonst wäre Rommels Mahnung ja gar nicht nötig gewesen. Gewiß, heiß umstritten sind Bibliotheken kaum. Schließlich gibt es keine Anwohner, die sich über den Lärmpegel beklagen wie bei Folk- und Rock-Festivals. Aber es ist nicht immer ein Vorzug, unumstritten zu sein. Oft entstehen gerade so unauffällige Schwachstellen, an denen Einbrüche, und das heißt Kürzungen, möglich sind.

Vielleicht sind die Bibliotheken selber sogar schon auf diese Linie eingeschwenkt. Seit langem galt die Übereinkunft, daß längerfristig Bestände von zwei Bänden pro Einwohner anzustreben sind. Das ist ein Wert, dem einige andere Bundesländer näher kommen, und der in anderen europäischen Ländern, in Skandinavien etwa, erreicht ist. Im neuen Notprogramm der Bibliotheken ist nur noch von einem Band pro Einwohner die Rede, damit die Forderung im Rahmen des Möglichen bleibt.

Soweit in der kommunalen Diskussion Kürzungen genauer begründet und nicht nur argumentfrei aus Sachzwängen abgeleitet werden, spielen zwei Dinge eine wesentliche Rolle.

Benutzer aus allen Schichten

Erstens wird gesagt, daß ungeachtet des hohen Prozentsatzes an Besuchern diese Besucher sich nur aus einem verhältnismäßig kleinen Kreis rekrutieren, und zwar aus dem Kreis, der sich

im Grunde genommen selber Bücher anschaffen könne. Also das Kostendämpfungsargument mit dem Hinweis auf Privatbeteiligung. Richtig daran ist, daß nicht alle Gruppen der Bevölkerung in gleicher Weise der Bibliothek zugetan sind. Es gibt Teile der Bevölkerung, die traditionell in Distanz zu allem Gedruckten stehen. Die Bauern vor allem, aber auch Teile der Arbeiterschaft. Man kann das nachlesen in den Autobiographien von Schriftstellern, in denen ja nicht nur der eigene Aufbruch zu einer anderen Welt geschildert wird, sondern oft auch die Erfahrungen eines bücherlosen, eines literaturfeindlichen Milieus, in dem viele aufgewachsen sind. Alois Brandstätter etwa hat kürzlich geschildert, daß in seiner Umgebung einzig eine aus Wien kommende Tante Bücher las, die man denn auch als entsprechend unnützlich und überspannt empfand. So richtig es also ist, daß ein traditioneller Abstand in manchen Bevölkerungsgruppen besteht – es wäre falsch, sich damit abzufinden. Und es ist nur billige Demagogie, wenn gelegentlich die Amtsträger in Kreisen und Gemeinden auf dieser anti-intellektualistischen Klaviatur spielen.

Wer sich darauf zurückzieht, daß aus diesen Kreisen keine Nachfrage besteht, verkennt August Bebel's kluges Wort: »Man kann nicht wollen können, was man nicht kennt«. Schon jetzt aber sind die Bibliotheken keineswegs Exklusivzonen der upper class. Wenn Gruppen in der Bibliothek überrepräsentiert sind, dann sind es, wie Untersuchungen beweisen, die mittleren Schichten, sind es übrigens auch Frauen. Bibliotheken sind unauffällige Vehikel der Emanzipation. Außerdem haben viele Bibliotheken damit begonnen, auf die benachteiligten Gruppen zuzugehen, Ausländer, alte Leute, Kranke, Behinderte in ihre Arbeit einzubeziehen. Zielgruppenarbeit – was so generalstabsmäßig klingt, ist in Wirklichkeit ein mühsames Überwinden von Schwellen und Schwellenängsten.

Nutzung: nicht nur Leihverkehr

Das andere Argument, das beispielsweise in einer von der Expertenkommission Neue Medien vorgelegten statistischen Analyse zu Tage tritt: zwar gebe es immer noch eine Steigerung der Ausleihziffern, also der Nachfrage, aber die Kurve werde zusehends flacher. Nun ist es an sich noch kein Grund zur Einschränkung, wenn auf relativ hohem Niveau Sättigung erreicht wird. Aber abgesehen davon zeigt sich bei genauerem Zusehen, daß diese Abflachung der Nachfrage gar nicht primär als Sättigung zu interpretieren ist, daß vielmehr anderes dahinter steckt. In den großen Städten, in denen die Ausleihziffern vor allen Dingen zurückgegan-

gen sind, läßt sich zeigen, daß es sich oft um ein Peripherieproblem handelt. Die äußeren Stadtteile sind zum Teil abgehängt, werden jedenfalls

Bibliotheken sind unauffällige Vehikel der Emanzipation.

nicht in der gleichen Weise bedient wie die zentrumsnäheren, und da sich das Zentrum zusehends entleert, wirkt sich das immer stärker aus.

Dazu kommt aber etwas anderes, und dies ist das wesentliche Moment: ein völlig anderes Verhalten nämlich, ein anderer Umgang in und mit den Bibliotheken, der es gar nicht mehr erlaubt, die Ausleihziffern als allein maßgebliche Größe zu nehmen. Früher kamen die Leute in die Bibliothek, sahen sich bestenfalls kurz um, gingen zur Leihtheke, verstaute die Bücher in ihren Taschen und verschwanden wieder. Aufenthaltsdauer – in manchen wenig gemütlichen Bibliotheken ist es heute noch so – fünf bis zehn Minuten.

In Pliezhausen, wo seit einigen Jahren eine neue Mediothek steht, hat man das Besucherverhalten in den letzten Jahren beobachtet. Ergebnis: Die Leute halten sich durchschnittlich ungefähr zwei Stunden in der Bibliothek auf. Das heißt, es geht nicht mehr ums Ausleihen, sondern die Bibliothek ist weithin zur Präsenzbibliothek geworden, die Medien werden nur dort verwendet, Spiele werden dort gespielt, es wird in Büchern geblättert und gelesen, es werden Gespräche geführt mit Bekannten und Fremden.

In einer Reihe von Bibliotheken gibt es außerdem zusätzliche Veranstaltungs- und Aktivitätsangebote. Oft wird dieser »dritte Bereich« gemeinsam mit der Volkshochschule entwickelt: vom Pantomimenkurs bis zur Theateraufführung, von Kabarett bis zum Liedersängerauftritt, von Filmrequisiten und Videoaktivitäten bis zu Ausstellung, Gesprächskreisen und Sachseminaren. Der Programmplan für die Bibliothekswoche im Land zeigt eine Fülle solcher Angebote, zeitlich massiert, aber nicht eigentlich qualitativ unterschieden von dem, was ein Teil der Bibliotheken auch sonst das Jahr über bietet und anbietet.

Unterversorgte Gebiete

Ein Teil der Bibliotheken freilich nur. Wer die highlights, die strahlenden Punkte dieses Programms im Geist zu einem flächendeckenden

Lichtermeer ausweitet und dieses der baden-württembergischen Bibliotheksszene gleichgesetzt, ist leider auf dem Holzweg. In einem Gutachten für die Expertenkommission Neue Medien ist von einer >Bücherlinie< Ulm - Stuttgart - Heidelberg - Mannheim die Rede, darüber hinaus noch von einigen Exklaven wie dem Raum Konstanz, ansonsten wird eher Unterversorgung im Bibliothekswesen registriert. Nicht einmal alle großen Städte haben gute Bibliotheken.

Umgekehrt gibt es gute Bibliotheken auch in kleineren Orten. Es gibt kleine Städtchen, mittlere Gemeinden, welche die zehn Mark pro Einwohner aufbringen, die heute für die Erhaltung einer Bibliothek als erforderlich angesehen werden. Und es gibt andererseits Städte, in denen der gesamte Kulturetat sich auf etwa sechs Mark pro Einwohner beläuft.

Diese Unausgewogenheit gilt es zu bedenken, wenn von Durchschnittswerten die Rede ist. Niemand käme auf die Idee zu sagen, jeder der vier Regierungsbezirke in Baden-Württemberg verfüge über 1,75 Fußball-Nationalspieler, nachdem alle sieben (noch) beim VfB Stuttgart tätig sind. Just so aber verhält es sich mit der Durchschnittszahl des Buchbestands. Selbst bei einer solchen Rechnung fehlen noch etwa zwei

Millionen Bücher. Aber auch wenn dies ausgeglichen sein sollte, ist zu fragen: Was hilft der Durchschnittswert von einem Band pro Einwohner dem Bewohner eines Landstädtchens, in dem gar keine oder günstigstenfalls eine kirchliche Bibliothek mit zwei- oder dreitausend Bänden vorhanden ist?

Ein Buch pro Einwohner - so ist nicht im Land, sondern so ist im jeweiligen Rahmen zu rechnen. Darüber hinaus aber, und dies steht oft in noch weiterer Ferne als die Erhöhung der Bücherzahl und der Medieneinheiten, muß Sorge getragen werden, daß die Bestände regelmäßig und ausreichend lange zugänglich sind, daß kundiges Personal vorhanden ist, das die Bücher, die Besucher und die potentiellen Besucher betreut, daß Räumlichkeiten da sind, in denen sich mehr als nur ein schneller Thekenverkehr abspielen kann.

All dies sind nicht Vorstellungen einer ungezügelten Phantasie. In anderen Ländern, in erfreulichen Fällen auch bei uns, ist das erreicht. Aber die Disparitäten, die Unterschiede sind groß.

Der hier notwendige Ausgleich kann nicht dem freien Spiel der Kräfte überlassen werden. Er ist auch nicht erreichbar in den Finanzkämpfen der Gemeinden oder Kreise untereinander. Es scheint mir unerlässlich, daß hier das Land planend und helfend eingreift. An das Land, das schon viel geholfen hat, ist die Bitte zu richten, daß jene landesweite Bibliotheksplanung erneuert und intensiviert wird, die bis vor kurzem Gültigkeit besaß.

Die weltberühmte Monographie des renommierten franz. Filmkritikers Michel Ciment (Universität von Paris) über Stanley Kubrick!

Gesamtübersicht über das Œuvre Kubricks, alle Filme einzeln besprochen, reiche Bildauswahl, exakte Filmographie und Bibliographie

Kubrick
MICHEL CIMENT



M. Ciment: STANLEY KUBRICK,
240 Seiten. Format: 22,5x27,5 cm,
315 Fotos. DM 48.-
ISBN 3-922699-13-8
BAHIA Verlag GmbH
Postfach 1107
8032 Gräfelfing b. München

Grund zum Feiern

Im Programm der Woche der Bibliotheken ist dieser Vortrag als Festrede angekündigt. Vielleicht war dies eine Art verbaler Krawatte, die man mir verpaßte, Aufforderung zu Mäßigung und gutem Benehmen, zum Verzicht auf unfestliche Etatzahlen und statistische Durchschnittswerte. Aber ich habe mich natürlich auch gefragt, ob es eigentlich etwas zu feiern gibt, ob Anlaß zu einem Fest besteht.

Ich meine: ja. Die Öffentlichen Büchereien des Landes verkörpern heute in ihren besten Teilen eine höchst lebendige Kultur - Kultur, die nicht nur in den Buchbeständen verborgen ist, sondern die sich äußert in den Aktivitäten der Bibliotheken selbst. Lassen Sie mich resümierend vier Aspekte noch einmal herausstellen:

Erstens: Die Öffentlichen Bibliotheken formen ein wichtiges Stück lokaler Kultur. Wenn im Zusammenhang mit den neuen Medien so viel von Subregionalisierung die Rede ist, von der Aktivierung der örtlichen Kulturszene, dann

sollten darüber nicht die Institutionen vergessen werden, die mit sehr viel bescheideneren Mitteln in dieser Szene schon tätig sind und eigene Kräfte aktivieren. Auch im Rahmen dieser Bibliothekswochen werden ja nicht nur Angebote von außen eingeholt, vielmehr kommen auch die eigenen Literaten zum Zug, die örtlichen Lesekreise. Und wenn beispielsweise in Pfullingen eine Ausstellung »Bücher, die mein Leben veränderten« aufgrund von Befragungen am Ort aufgebaut wurde, dann mag dies vielleicht im Ergebnis kleinkariierter sein als eine Ausstellung mit vergleichbaren Dichterzeugnissen, aber es ist lebendige Lokalkultur.

Zweitens: Die Öffentlichen Bibliotheken sind wichtige Vermittler sozialer Kultur. Wo sonst treffen Jung und Alt heute noch zusammen, wo sonst steht die Zugangsfreiheit für alle Schichten nicht nur in den Statuten, sondern wird real praktiziert, wo gibt es ähnliche Ansätze - Ansätze freilich nur -, die ethnische Vielfalt zu berücksichtigen, also beispielsweise auch Bücher für ausländische Jugendliche bereit zu halten.

Das Dritte: Die Öffentlichen Bibliotheken demonstrieren täglich, daß Kultur und Freiheit zusammengehören. Eine Öffentliche Bibliothek hat umfassend, mit der gebotenen Liberalität, vorzuführen, was es an literarischen, an kulturellen Strömungen gibt. Anders als bei anderen, notgedrungen stärker auswählenden Einrichtungen, sollte sich hier das Problem der sogenannten Ausgewogenheit nicht stellen. Dies mag nicht allen recht sein, mag für manche sogar Ursache des Mißtrauens sein. Aber die Weite und Offenheit, die zum Wesen der Öffentlichen Bibliothek gehören, geben ihr eine besondere Würde.

Viertens: Man unterscheidet heute oft Bürgerkultur mit (teilweise überholten) Traditionen und die Alternativkultur der Jungen, die Neues wollen und bringen. Es gibt ganz wenige Einrichtungen, die hier als Vermittlungsinstanzen fungieren können. Die Bibliotheken gehören dazu. Bibliotheken, so könnte man emphatisch sagen, sind Einrichtungen des Seins, nicht des Habens, etwas, das sich aus Traditionellem und Alternativem zusammensetzt. Sie präsentieren Traditionsbestände *u n d* irritierende Neuerungen, und sie fördern im Idealfall die Auseinandersetzung und das Gespräch.

All dies ist zustande gekommen mit Anstrengungen, die vom Dienst nach Vorschrift und von beamteter Langeweile in vielen Fällen meilenweit entfernt sind. Eben deshalb haben die

Öffentlichen Bibliotheken auch das Recht, eine Verstärkung ihrer Basis zu fordern.

Zielvorgabe 1960

Lassen Sie mich ans Ende ein Zitat stellen, nicht aus einer Dichtung, sondern aus der meist wenig poetischen Produktion ministerieller Büros,

Die ~~Öffentlichen~~ Bibliotheken formen ein wichtiges ~~Stück~~ lokaler Kultur.

Wenn im Zusammenhang mit den Neuen Medien so viel von Subregionalisierung die Rede ist, von der Aktivierung der ~~örtlichen~~ Kulturszene, dann sollten ~~darüber~~ nicht die Institutionen vergessen werden, die mit sehr viel bescheideneren Mitteln in dieser Szene schon ~~tätig~~ sind und eigene ~~Kräfte~~ aktivieren.

einen Text, der aber mit aller wünschenswerten Deutlichkeit formuliert ist: »Anzustreben ist ein organisch gegliedertes Büchereiwesen, das von den ländlichen Büchereien über Ergänzungsbüchereien Anschluß an die Büchereien der Großstädte und den Leihverkehr der deutschen Bibliotheken besitzt, so daß jeder Einwohner des Landes in der Lage ist, alle Bücher zu entleihen, die er zur Erweiterung seiner Bildung und zur Information benötigt.« Es ist einer der Punkte der kultusministeriellen Richtlinien für das Öffentliche Büchereiwesen Baden-Württembergs vom Jahr 1960.

War dies, damals, ein unerlaubter Weitschuß? Sprach hier einer, um noch einmal Samson zu zitieren, mit gespaltener Zukunft? Wurde hier ein Wechsel ausgestellt, dessen Deckung in den Sternen stand?

Ich meine, daß hinter dieser Zielvorgabe eine Haltung sichtbar wird, die Wertakzente zu setzen und durchzusetzen bereit war, die in der heutigen politischen Diskussion leicht abhanden kommen. Der Text gilt so nicht mehr. Aber vielleicht sollte er als mahnendes Palimpsest den neuen Erlassen unterlegt werden, als Appell und Bitte an das Land, an die Kommunen, an die Kreise. Ein Schritt zurück in diese Richtung, ein Schritt zurück zu jener Haltung wäre gewiß kein Rückschritt.